



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zum Kapitel der Friedhofsdenkmäler.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

jenigen, welche entweder einen höhern jährlichen Beitrag als vier Thaler oder besondere Schenkungen dem Institute zuwenden, werden, so wie diese ihre Gaben, im Protokolle des Vereins, das stets zu jedermanns Durchsicht offen daliegt, besonders aufgezeichnet; auch wird ihrer und ihrer Gaben bei den jährlichen Berichten über den Fortgang des Instituts besonders gedacht.

Der verwilligte Beitrag jedes Mitgliedes wird gegen Quittung des Kassirers jedes Jahr zu Anfange desselben abgeholt.

Die sämtlichen Vorarbeiten zur Stiftung und Eröffnung des Vereins werden von uns Unterzeichneten ununterbrochen fortgesetzt. Findet das Unternehmen — wie wir glauben voraussetzen zu dürfen — eine nur einigermaßen günstige Teilnahme und eine nur nicht allzugeringe Unterstützung, so kann, allem Ansehen nach, das erste Zusammentreten, und damit die feste Begründung des Vereins selbst, bald zu stande kommen. Bestimmtere Nachricht hierüber wird den Mitgliedern bekannt gemacht, sobald sie gegeben werden kann.

Mögen diese unsre einfachen Worte mit denselben freundlichen, rücksichtlosen Gesinnungen aufgenommen und gedeutet werden, mit welchen wir sie aussprechen! Leipzig, im Januar 1826.

Wie es kam, daß diese Bestrebungen doch zunächst keinen Erfolg hatten, und daß der beabsichtigte Verein dann erst elf Jahre später, 1837, aus neuen Anfängen heraus zu stande kam, soll demnächst an andrer Stelle gezeigt werden; der Verein feiert in diesem Jahre sein fünfzigjähriges Bestehen.

(Schluß folgt.)



Zum Kapitel der Friedhofsdenkmäler.



in Walter Scotts Old Mortality wird von einem Manne erzählt, der auf einem alten Klepper jahraus jahrein im Lande umherreitet, um auf den Friedhöfen die Grabsteine der Puritaner von Moos zu reinigen und die verwitterten Inschriften wieder leserlich zu machen. Ein Buch, das über die Inschriften auf den Grabsteinen der verschiednen Völker und Zeiten gewissenhaft berichtete, soll noch geschrieben werden, und da diese Denkmäler verdämmernder Sitten und Gebräuche im Laufe der Zeit entweder völlig untergehen — z. B. beim Bebauen eines Friedhofes — oder doch früher oder später ihre Lesbarkeit einbüßen, wäre es gut, die Arbeit würde bald in Angriff genommen.

Nicht minder verdienstlich würde eine ästhetische Friedhofsstudie sein, deren Gegenstand also vorwiegend der Kunstsinne sein dürfte, der aus den Grabmälern der verschiednen Völker und Zeiten spräche, seien diese Grabmäler nun gigantisch

wie die Hünengräber des Nordens, wie die Steinbauten des Orients oder winzig wie die gemalten Bildnisse der Verstorbenen auf einigen Schweizer Kirchhöfen und wie die nüchtern anmutenden Photographien auf dem übrigens so schönen Halleiner Friedhofe. Gerade diese bürgerliche oder bäuerliche Kleinseite der Kunst auf den Gräbern ist neben den zahllosen Untersuchungen, die den Pyramiden, Kolumbarien zc. gelten, bisher als kulturgeschichtlich beachtenswert so gut wie nicht ins Auge gefaßt worden.

Eine Wanderung über den alten und den neuen Münchner Friedhof bietet nun zwar nach dieser Richtung auch bei mühevolem Umschauen nichts Erhebliches. Sie sei aber immerhin als Anlaß zu der eben vorgetragenen Anregung benützt; nimmt das Besprechen von Bilder- und Skulpturausstellungen doch nachgerade ein so beträchtliches Heer von Federn in Anspruch, daß es hohe Zeit ist, den unzweifelhaften Überschuß an flüssigem ästhetischen Urteil auf ein weniger dicht umlagertes Gebiet hinzulenken. Ausdrücklich bemerkt sei hierbei in Bezug auf die weiter unten zu erwähnenden Denkmäler, Inschriften u. s. w., daß ich nicht in der Lage bin, die darüber von mir mitgeteilten Daten, Namen u. s. w. nochmals auf ihre genaue Richtigkeit zu prüfen, was aber nicht hindert, daß meine ihnen zu Grunde liegenden Taschenbuchnotizen in der Hauptsache von Irrtümern frei sein dürften.

München, als Kunststadt ersten Ranges, hat durch diese feine Eigenschaft wenn nicht die Verpflichtung, so doch das Recht, das *Laisser faire* und das *Laisser aller* nicht in uneingeschränktem Maße gelten zu lassen, wo es sich um Schöpfungen handelt, die dem Bereiche der Kunst angehören oder angehören sollten.

Wie allerorten, wird auch in München nach dieser Richtung auf öffentliche wie auf Privatbauten ein im ganzen verdienstlicher und anerkennungswürdiger Einfluß geübt. In geringerem Grade kann ein solcher selbstverständlich da sich geltend machen, wo mit Gefühlen zu rechnen ist, und nirgends möchte die fremde Einmischung minder am Platze sein als auf dem Gottesacker; über eine gewisse äußere Anordnung in Bezug auf die Raumverhältnisse, auf die zum Bepflanzen der Gräber geeigneten Bäume, auf den Unterhalt und die Pflege des Gräberschmucks — über diese und ähnliche meist schon herkömmliche Anordnungen hinauszugehen, ist unratsam, auch vom ästhetischen Standpunkte aus; überflutet doch schon aus ökonomischen Gründen von selbst der fabrikmäßig auf Vorrat hergestellte Gräberschmuck das individuell dem einzelnen Falle angemessene, und widerstrebt doch dem in Trauer versenkten Empfinden mit Fug und Recht jede Maßregelung, die sich als solche ihm in den Weg stellt. Also, wenn dies noch ausdrücklich betont werden muß: Vorschriften, Verbote, Gebote haben sich auf den Friedhöfen nicht fühlbarer zu machen, als dies die allgemeinen örtlichen Bedingungen erheischen; mit dem Einlaufen in den letzten irdischen Ruhehasen hat die Ungleichheit unter den Menschen ihr Ende er-

reich; jeder richte den Raum, wo er sein Liebstes bestattet hat, so ein, wie es seinem Herzen Bedürfnis ist.

Und doch nicht in solcher Weise, daß etwas dagegen einzuwenden ist? Das scheint ein Widerspruch. Ohne allen Zweifel. Damit aber dieser Widerspruch als solcher verschwinde, bedarf es eben der Erweckung des Interesses der ästhetisch Empfindenden für die Friedhöfe und der Verbreitung der dann aus solchem allseitiger werdenden Interesse sich nach und nach herausarbeitenden Grundsätze. Somit soll im Nachstehenden die Wiedergabe einiger wenigen Umblicke unter den Grabmälern der erwähnten beiden vielbesuchten und mit Recht oft gepriesenen Friedhöfe zum Nachdenken über den Gegenstand anregen. Dabei verbietet sich's, Namen zu nennen, es sei denn im Zusammenhange mit Grabmälern, auf welche die Aufmerksamkeit im günstigen Sinne zu lenken ist, und welche daher öfter betrachtet und in ihrem Gegensatze zu den verfehlteren Arbeiten dieser Art gewürdigt werden sollten.

Um mit dieser angenehmeren Seite der Aufgabe zu beginnen, hebe ich aus der Reihe umfangreicher Denkmäler dasjenige hervor, welches einer jungen Mutter gewidmet ist, der Frau Charlotte Sager geb. Könick, geb. 1842, gest. 1874. Es ist in weißem Marmor ausgeführt und stellt eine weibliche Gestalt dar, die schon mit der einen Hand die Klink der schwarzen Grabthür berührt und sich dabei schmerzenvoll von einem sie zurückhaltenden Töchterchen losmacht, während ein am Boden sitzendes nacktes Kindchen vergebens die Füße der Scheidenden zu umklammern sucht. Die Ausführung ist in hohem Grade löblich, die Wirkung des Ganzen tief ergreifend. Eine nicht minder beachtenswerte Arbeit, in großen Verhältnissen ausgeführt, ist eine Bronzegruppe: eine Knieende, welche ein herabschwebender Engel küßt. Ob in der Auffassung des Künstlers die Knieende abgerufen wird, oder ob es eine Trauernde ist, welcher aus seligen Höhen ein Trostgruß wird, blieb mir zweifelhaft, da sich wegen örtlicher Hindernisse die Grabchrift zur Zeit nicht prüfen ließ. Weiter verdient ein im Jahre 1882 errichtetes Denkmal mit Muße betrachtet zu werden: ein trauerndes junges Mädchen, das sich auf eine trümmerhafte Säule stützt; die Inschrift gilt der im sechzehnten Jahre aus dem Leben abgerufenen Emilie Mline Merole. Wiederum von edler Wirkung ist eine wie im Schlummer ruhende weibliche Gestalt. Das Grabmal ist dem Andenken der im Alter von vierundzwanzig Jahren verstorbenen Frau Antonie Sutner geb. Vogel gewidmet, gest. 1820. Auch einer im neunzehnten Jahre Entschlafenen — Magdalene Beckers — ist durch eine schwebende weibliche Gestalt (Relief) mit dem Mohnstengel in der Hand ein künstlerischer Nachruf von schöner Einfachheit geworden. Minder einfach, aber nicht ohne Schönheit und Würde, ist das der Kieslerschen Familiengrabstätte zugehörige Marmorrelief: ein ungeflügelter Engel hebt eine weibliche Gestalt, deren einer Fuß noch den Sarg berührt, gen Himmel. Aus den Wolken ruft ihr eine Posaune den Willkommengruß entgegen. Hoch darüber das Jesuskind mit dem

Kreuz. Unter den zahlreichen Kindergräbern fesselt den Kunstfreund dasjenige des im Jahre 1834 in zartem Alter verstorbenen Söhnchens von Franz Hanfstängel: ein nacktes schlafendes Kind, ein überaus liebliches Skulpturwerk in Bronze; darüber in angemessener Höhe Christus am Kreuze. Schlechtweg an biblische Motive knüpfen andre Kinderdenkmäler an, besonders freundlich ansprechend verschiedene „Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ unter ihnen sehr lieblich ausgeführt das den Kindern eines Münchner Buchbindermeisters gewidmete: Christus heißt zwei Kinder willkommen. Günstig in jeder Beziehung wirkt das Grabdenkmal Wilhelm Kaulbachs, ein in edeln Verhältnissen gehaltenes und von einem bestrickend malerischen Zuge erfülltes Werk: eine schwebende weibliche Figur von dunkelm Metall, niederblickend auf das Grab des Meisters, in der Linken Palette und Pinsel, in der Rechten den Kranz haltend; die Vortragungsweise ganz im Sinne des Schöpfers der Berliner Treppengemälde.

Mit diesem Denkmal sei die Reihe der hier zu erwähnenden freier gestalteten Bildhauerwerke der beiden Münchner Friedhöfe abgeschlossen. Es würden sich ihnen bei eingehenderer Musterung sicherlich noch manche nicht minder verdienstliche anfügen lassen. Für den Zweck der gegenwärtigen Zeilen mußte es genügen, durch Herausheben einiger wirklich künstlerisch gelungenen Lösungen der immerhin nicht leichten Aufgaben dem Gegenstande selbst eine etwas allgemeinere Beachtung zuzuwenden.

Eine andre Gattung von Denkmälern hat sich's angelegen sein lassen, die äußere Erscheinung der oder des Verstorbenen festzuhalten. Möglich, daß ähnliches auch bereits bei einzelnen der vorhin besprochenen der Fall war. Näherten sich die Gesichtszüge der entschlafenen Person im Leben dem idealen Typus, den die übrigen Seiten des Werkes zur Voraussetzung hatten, so durfte sich der Künstler die Benutzung dieses glücklichen Anklages wohl gestatten. Wie weit in dieser Richtung die Ähnlichkeit wiedergegeben werden darf, dafür bietet das Rietscheldenkmal auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden ungefähr einen Maßstab. Der Schöpfer desselben, Professor Schilling, hat einem der Schüler, welche unterhalb der Kolossalbüste des Meisters sitzen und die Technik der Bildhauerei in werktätigen Hantirungen veranschaulichen, die Züge eines früh verstorbenen Rietschelschülers geliebt; es ist die Figur auf der Rückseite, der sogenannte Kohlenspiker. Man erkennt auf den ersten Blick, daß es ein Porträt ist. Aber die Züge des Verstorbenen waren für die bildnerische Wiedergabe auch neben Idealgestalten unbedenklich verwendbar, und so freut sich der Beschauer an dem wohl gelungenen, pietätvollen Wagnis.

Man wird nun hin und wieder unter den porträtartigen Werken der beiden Friedhöfe solche finden, die stimmungsvoll wirken, aber auch andre, die verstimmen, obwohl beide Gattungen aus tüchtigen Künstlerhänden hervorgegangen sind. Zu den ersteren zählt vor allem die dunkle Erzbüste des Malers Flüggens, gestorben 1859. Sie steht auf einem mäßig hohen roten Obelisk.

Die Ähnlichkeit gilt für groß. Hier kam die Natur dem Bildner durch Gesichtszüge, deren entschlossene Klarheit und Festigkeit weit über das Leben hinausblicken, auf halbem Wege entgegen. In anderm Sinne ansprechend ist ein dem Oberstallmeister Freiherrn von Resling gewidmetes und ihn in ganzer Figur darstellendes Denkmal in dunkeln Metall, eine gewissenhafte und ernst stimmende Arbeit. Dann ist als ein tüchtiges Werk die auf dem Paradebett ruhende Gestalt des Generalleutnants Freiherrn von Leistner zu nennen, des ersten Adjutanten des Prinzen Karl von Baiern, der dem Verstorbenen auch das Denkmal errichten ließ. Um großartiger zu wirken, müßte es freilich etwas mehr für sich allein aufgestellt sein, nicht im Gedränge der übrigen Gräber.

Auch Bernhard Rüttings dunkle Erzbüste (vom Jahre 1881), durch die Attribute von Lorberkranz und Maske deutlich als der Öffentlichkeit angehörend charakterisiert, erfüllt ihren Zweck aufs beste. Ebenso wird wohl in den meisten Fällen dem Helfer so mancher Kranken eine Büste auf seiner letzten Ruhestätte geziemen; in dieser Eigenschaft lebt das Bild des im Jahre 1866 verstorbenen Hofrats Professor Dr. Jakob Braun mit Fug und Recht auf seinem Grabe fort. Nicht minder erinnert man sich gegenüber der Büste des im Jahre 1826 verstorbenen trefflichen Optikers Josef Fraunhofer und des ihr gesellten Attributs, des Teleskops, dankbar seiner Verdienste um unsre Kenntnis der Himmelskörper. Gewidmet wurde sie ihm von Josef von Utschneider, und auch die Marmorbüste dieses „edelsten Vaterlandsfreundes,“ wie die Inschrift des für ihn im Jahre 1840 errichteten Denkmals ihn preist, würde man auf dem Grabe des trefflichen Mannes nur ungern vermissen. Als Vertreter der öffentlichen Meinung eines großen Teiles der Münchner Bevölkerung hat auch Julius Knorr, der Verleger der Münchner Neuesten Nachrichten, denen zugezählt werden dürfen, deren Andenken nicht einzig durch eine Grabinschrift äußerlich festzuhalten war. Seine Büste trägt aber vielleicht für die Stille der Umgebung einen zu lebhaften Ausdruck und würde an einem andern Plage besser ihren Zweck erreichen. Das bescheidene Profilrelief des als Greis verstorbenen Buchhändlers Lindauer hat, damit verglichen, etwas wohlthuend harmonisch wirkendes. Nicht minder bescheiden ist der Platz, den ein Bildhauer von ansehnlichem Rufe auf dem seiner verstorbenen Mutter gewidmeten Idealdenkmal dem sorgfältig in Marmor ausgeführten Kopfe der Verewigten angewiesen hat, nämlich unterhalb des Hauptwerkes selbst. Die liebevolle Ausführung dieses Hauptwerkes wie jenes Porträtzusatzes erregt wirklich Bewunderung. Daß diese Bewunderung aber nicht rein ist, erklärt sich leicht. Wir können an jedem Porträtendkmal die Probe machen, daß die ungeschmeichelte Porträttreue, also der Schein der Wirklichkeit, daß dieser genrehafte Teil des Kunstwerkes den allegorischen Teil desselben überragen muß. Beethoven sagt einmal: „Eine Dissonanz muß stark auftreten.“ Die gebrechliche Wirklichkeit, das auf Ähnlichkeit abzielende Bildnis, ist, verglichen mit der Harmonie der Idealgestalten,

die Dissonanz. Sie muß sich stark und mutig durchsetzen. Man stelle sich irgend ein Denkmal vor, bei welchem die Figur oder die Büste dessen, dem es gewidmet ist, nicht oben thront, sondern sich dem frei und ideal gestalteten allegorischen Teile des Werkes unterordnen muß: schon in der bloßen Vorstellung wendet man sich von einer solchen Schöpfung ab.

Es wäre hier nun der Platz, an den Denkmälern von Personen, welche nicht eigentlichen Anspruch auf ein tiefgehendes allgemeineres Interesse erheben konnten, den Nachweis zu führen, daß ihnen durch entsprechend bescheiden gehaltene Monumente der bessere Dienst erwiesen worden wäre. Aber die Achtlosigkeit, mit welcher bisher die monumentale Seite unsrer Friedhöfe dem Zufall einer mehr oder minder verständigen Beratung der Denkmalbesteller überlassen worden ist, trägt denn doch an den allerorten sich dem Beschauer aufdrängenden Geschmacklosigkeiten die Hauptschuld, und so wäre es unbillig, Werke, welche der gute Wille, häufig mit erheblichen Opfern, stiftete, einer strengen Prüfung mit Namensnennung zu unterziehen. Dahin ist, wie allerorten, auch auf den Münchner Friedhöfen eine nicht geringe Anzahl größerer, ideal gehaltener Marmorskulpturen zu zählen, welche die Grabstätten von Brauereibesitzern, Gußwerkinhabern und Männern ähnlicher ehrenhafter, aber von idealen Zielen weitabliegender Betriebe zu verherrlichen bestimmt sind. Ein sinnreicher Künstler wird auch für die Ruhestätten solcher Verstorbener monumentale Pläne vorzulegen imstande sein, die den Überlebenden zur Befriedigung gereichen, zumal da die christliche Kunst, wie für deutsche Gemüther ja schon die Totenbilder Hans Holbeins und anderer heimischer Meister beweisen, das bürgerliche Leben in mannichfacher Weise mit den heiligen Gestalten aus dem Jenseits künstlerisch zu verknüpfen weiß. Nach dieser Richtung empfiehlt sich eine Betrachtung der „August Stürzerschen Familiengrabstätte,“ welche durch ein Totenbild mit knieenden Familienangehörigen geschmückt ist, vor allem inmitten einer überwiegend katholischen Bevölkerung immer noch eine mit Recht sich behauptende Überlieferungskunstform. Auch das Grab von Josef Görres mag man sich darauf in ruhiger Sammlung ansehen, indem man sich in das Wesen dieses merkwürdigen Mystikers hineindenkt. Unter Glas erblickt man hoch oben in den Wolken die Mutter Gottes mit dem Christuskinde, zu ihr aufblickend den Apostel, dessen Attribut das Schwert ist, und ihm gegenüber einen Knieenden im geistlichen Ornat, das Gebetbuch in der Linken. Etwa ein Dutzend Namen der Familien Görres, Fochner und Steingau bekunden darunter ohne weitere Zusätze, daß die Familienglieder hier beisammen ruhen. Solche Arbeiten sind auch für den Andersgläubigen ein wahres Labial, verglichen mit jenen großen klagenden allegorischen Gestalten, wie die fabrikmäßig arbeitenden Steinmetzwerkstätten sie für jedermann feil haben, handle sich's nun um einen Helden, der den Tod fürs Vaterland auf dem Schlachtfelde fand, um einen Liebling der Musen, der in den Herzen unzähliger die veredelnde

Flamme der Kunstbegeisterung entzündete, oder aber um einen beliebigen Privatmann.

Man wird diesen Äußerungen, wenn man den ästhetischen Standpunkt fest hält, ihre Berechtigung nicht wohl versagen können. Wir haben in der Poesie ja auch sehr scharf sich sondernde Formen, wenn nicht für die verschiedenen Schichten der Gesellschaft, so doch für die Begebenheiten höheren oder minder hervorragenden Ranges, und wo das Gefühl für diese Unterschiede nicht zu seinem Rechte gelangt, ist die Wirkung verstimmend. Wie sollte es in der Skulptur anders sein, in derjenigen Kunst, die am wenigsten vom Hauch des bloß Flüchtigorübergehenden weiß, die vielmehr in ihrer wuchtigen Schwere die Forderung an den Beschauer richtet, sie ernsthaft beim Worte zu nehmen und sich ihr gegenüber selbst zu sammeln.

Der im Vorstehenden mehrfach betonte Unterschied zwischen öffentlicher und privater Lebensstellung wird verständigerweise auch auf dem Friedhofe nicht verwischt werden dürfen, und vielleicht wäre vor allem die landläufige Meinung zu berichtigen: was man einem geliebten Toten an künstlerischem Schmuck angedeihen lasse, stehe auf der nämlichen privaten Stufe wie eine auf dem Grabe gepflanzte Trauerweide oder ein Blumenflor, in dessen Betrachten man in liebendem Heimgedenken sich oft und gern vergangener freundlicher Zeiten erinnert. Allerdings wird die Mehrzahl der Gräber auch in Zukunft nicht aus dem Rahmen dieses leßtern tröstlichen Pflegeschmuckes und dessen, was an hölzernem Kreuz oder steinerne Schriftplatte zu ihm gehört, hinaus-treten, und innerhalb dieses bescheidenen Kreises bleibt die einzelne teure und den Überlebenden geheiligte Stelle ausgeschlossen von dem Zusammenhange mit den übrigen. Was aber ihre Unscheinbarkeit diesen Gräbern sichert, geht jenen andern Gräbern verloren, welche mit weithin der Menge ins Auge fallenden Monumenten ausgestattet werden. Sie wollen gesehen sein, ihr Schmuck ist eine vor andern dargebrachte Huldigung oder eine pietätvolle Leistung, deren Erfüllung öffentlich geschieht, weil eine solche erwartet wird oder erwartet werden kann. Und sind selbst, wie es ja oft genug vorkommen mag, die Beweggründe zu solcher hervorragenden Ausstattung eines Grabes bloße Eingebungen persönlicher Empfindungen, so ändert dieses private Verhältnis heraustretender Monumente doch nichts an dessen thatsächlichem Verhältnis zur Öffentlichkeit. Dieses besteht und stellt das Werk unter die Kontrolle ihrer mehr oder weniger anspruchsvollen ästhetischen Forderungen.

Zum Schluß sei noch der Wunsch ausgesprochen, daß für die zahlreichen Büsten verdienter Männer, für welche die Münchner Kirchhofsarkaden zu einer Art Ruhmeshalle werden sollen, eine bessere Unterkunft gefunden werden möge. Schwanthaler, Franz Brulliot, Heinrich Klee, Ignaz von Reisach und die vielen sich ihnen anreihenden Männer, welche man auf diese Weise zu ehren gedenkt, konnten keinen unerfreulichen, aber auch keinen für die Beschauung ungeeigneteren

Platz zugewiesen erhalten, als dies hier geschehen ist. Schon weil die Büsten viel zu hoch angebracht sind, mehr noch weil der Verkehr in den Arkaden fast nie ruht, kann kaum irgend jemand anders als im Vorübergehen ihnen Beachtung schenken. Was hat man sich überhaupt dabei gedacht, als man eine solche Menge von Marmorbüsten ohne alle Nötigung in Reih und Glied gerade an einem Orte versammelte, wo doch immer nur der Einzelne Anspruch auf unsre Teilnahme hat, nie und nimmer die Korporation? Man baue für sie eine eigne Ruhmes- oder Dankbarkeithalle, fern von den Schauern der Gräbernähe, und noch künftige Geschlechter werden den Tag segnen, wo die Übersiedelung an eine minder an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnende Weihestätte ins Werk gesetzt wurde.



Geflügelte Worte.



vor kurzem ist in diesen Blättern eine neue Ausgabe — die fünfzehnte — von Büchmanns „Geflügelten Worten“ besprochen worden. Die Besprechung hob hervor, daß, trotz des Reichthums des in diesem Buche enthaltenen Zitatschatzes, doch eine Menge üblicher Redeweisen darin nicht zu finden sei. Es führt uns dies zu der Frage: Was sind denn eigentlich geflügelte Worte? Sind es wirklich nur diejenigen in unsrer Sprache heimischen Redeweisen, deren Entstehung man kennt?

Allerdings hat Büchmann nur dies unter seinen „geflügelten Worten“ verstanden. Er bestimmte den Begriff derselben dahin, daß es „allgemein angewendete Worte“ seien, deren Verfasser sich angeben läßt. Damit war von vornherein einem Vorwurf der Unvollständigkeit der Sammlung begegnet, insofern nicht derjenige, welcher die Unvollständigkeit rügen wollte, zugleich anzugeben mußte, wie die von ihm vermißte Redeweise entstanden sei. Der gegenwärtige Herausgeber (Robert-tornow) bemerkte in der Einleitung der früheren Ausgaben, daß die Büchmannsche Begriffsbestimmung nicht ganz passe, weil darnach eine Menge Bibelworte, alle homerischen und viele andre gebräuchliche Zitate aus der Sammlung wegfallen müßten. Er selbst bestimmte den Begriff dahin: „Ein geflügeltes Wort ist ein landläufiges Zitat.“ In der Einleitung der neuesten Ausgabe geht er davon aus, daß diese Begriffsbestimmung bereits vollständig gestiegt habe. „Hieran ist nicht zu rütteln, weil der Gebrauch Tyrann der Sprache ist.“